



Leseprobe aus Mebrhatom, Ich will doch nur frei sein,
ISBN 978-3-407-81315-2 © 2023 Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81315-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81315-2)

INHALT

Vorwort von Filimon Mebrhatom.....	5
1. Der Überfall durch die eritreische Armee im Sommer 2010	11
2. Meine Kindheit	19
3. Meine Schulzeit.....	25
4. Meine Ausbildung zum Kameramann.....	30
Exkurs: Warum fliehen Menschen aus Eritrea?	37
5. Erste Etappe in mein neues Leben	47
6. Aufbruch Richtung Sudan.....	59
7. Zweiter Versuch	73
8. Mein Weg durch die Wüste	100
9. In der libyschen Hölle.....	125
10. Das Massaker im libyschen Gefängnis	137
Exkurs: Libyen – vom Bürgerkrieg zerrissen	156
11. In der Gewalt der Dschihadisten	165
12. Endlich frei.....	204
Exkurs: Libyen, Europa und die Flucht über das Mittelmeer	225
13. Über das Mittelmeer.....	233
14. Ankunft in München.....	247
15. Mein Leben in Deutschland.....	270
16. Meine Zukunft in Deutschland.....	284
Unveröffentlichter Song	291
Anmerkungen	292

VORWORT

VON FILIMON MEBRHATOM

Ich war vierzehn Jahre alt, als ich mein Heimatland Eritrea verlassen und unter schrecklichen Bedingungen die Flucht angetreten habe. Eritrea ist ein kleines Land am Horn von Afrika, das von einem rücksichtslosen Diktator in Schach gehalten wird. Es gibt weder Meinungs- noch Pressefreiheit, und junge Menschen werden in einen brutalen Militärdienst gezwungen, dem Monat für Monat Tausende durch Emigration entkommen wollen – so auch ich.

In einer Nacht im Januar 2014 floh ich über die südliche Grenze nach Äthiopien. Von dort führte mich mein Weg durch den Sudan nach Libyen. Bei der Durchquerung der Sahara erlitt ich furchtbare Gewalt. Ich geriet in die Fänge von Dschihadisten, wurde eingesperrt, gefoltert und versklavt. Zu meinem großen Glück gelang es mir, der Verbrecherbande zu entkommen. Auf einem Flüchtlingsboot verließ ich gemeinsam mit Hunderten anderen Flüchtenden die libysche Hölle und wurde auf hoher See von einem Schiff der italienischen Marine gerettet. Knapp ein Jahr, nachdem ich von zu Hause aufgebrochen war, im Dezember 2014, kam ich schließlich in München an, wo ich heute lebe.

Zum Glück habe ich meine Flucht nicht mit dem Leben bezahlt. Mir geht es hier in Deutschland gut, und ich lebe nun in Freiheit und Sicherheit. Doch ich habe auch großes Heimweh. Ich möchte meine geliebte Mutter, meine Familie, meine

Freunde und Bekannten wiedersehen. Tag für Tag denke ich daran, wie ich mit den anderen Kindern meines Dorfes im Freien gespielt und gesungen habe. In Deutschland leben die Menschen isoliert – die meisten sitzen abends zu Hause vor dem Fernseher oder vor dem Computer. Ich hingegen wuchs ohne Facebook, WhatsApp, Viber, YouTube oder Netflix auf. Da es auf dem Dorf weder Internet noch Strom gab, kannte ich all das nicht. Alles, was uns mit der Außenwelt verband, waren krachende, batteriebetriebene Radios, die wir in die Höhe halten mussten, um nach Empfang zu suchen.

Wie sehr vermisse ich die Sonne und das Licht in Eritrea! Die Luft ist sauber und riecht gut, das Essen ist frisch und frei von Pestiziden. Ich sah stets den Lauf der Sonne und des Mondes, was in einer deutschen Großstadt nur schwer möglich ist. In meiner Heimat hingegen ist der Himmel frei – wie oft blickte ich gemeinsam mit den anderen Kindern zu den Sternen und suchte nach Sternschnuppen!

Wer verlässt sein Heimatland schon freiwillig und vor allem allein, im Alter von vierzehn Jahren? Doch solange die Diktatur in Eritrea besteht, ist an eine Rückkehr für mich nicht zu denken.

Es heißt, ein Fünftel der knapp sechs Millionen Einwohner Eritreas lebe im Ausland. Obwohl unser Land klein ist, kamen seit dem Jahr 2013 mehr als 60.000 eritreische Asylbewerber nach Deutschland, mehr als aus jedem anderen afrikanischen Land. Es findet ein regelrechter Exodus statt, und noch immer verlassen jeden Monat etwa 3.000 bis 5.000 Menschen Eritrea¹, durch die aktuellen Konflikte und Kriege in der Region werden es momentan sogar mehr.

Die Regierung des Landes übernimmt keine Verantwortung für die Menschen, die weggehen. Aufgrund der nicht existieren-

den Pressefreiheit wissen nur wenige Menschen in Eritrea, wie schrecklich die Lager in Libyen tatsächlich sind. Nichts davon wird im staatlichen Fernsehen oder in der einzigen Zeitung des Landes berichtet.

Ein Zeichen dafür, wie sehr junge eritreische Migrantinnen und Migranten das Regime in Asmara fürchten, sind die zahlreichen Selbstmorde von eritreischen Jugendlichen, denen die Abschiebung aus Europa droht. Besonders tragisch ist der Fall von drei jungen Eritreern in London, die sich im Jahr 2017 und 2018 aus Verzweiflung und aus Angst, abgeschoben zu werden, das Leben nahmen. Keiner von ihnen war älter als neunzehn Jahre.

Diese Dinge müssen ein Ende haben. Wann sehen wir Freiheit und Frieden? Wann wird es in unserem Land Wahlen geben, wann wird sich die Meinungsfreiheit durchsetzen? Die Menschen in Eritrea fühlen sich von der Welt im Stich gelassen: Europa interessiert sich mehr für die Abwehr der Flüchtenden als für eine wirkliche Bekämpfung der Fluchtursachen. Was wir brauchen, sind Hilfe und Solidarität, um die Diktatur zu stürzen. Ich habe mir geschworen, mich mit all meinen Kräften dafür einzusetzen, dass sich die politische Situation in meinem Heimatland so bald wie möglich zum Positiven verändert.

Mehr als acht Jahre sind nun vergangen, seit ich Eritrea verlassen habe. Nach meiner Ankunft in Deutschland im Winter 2014 schrieb ich immer wieder Passagen meiner Flucht auf. Zunächst in meiner Muttersprache Tigrinya, dann immer öfter auf Deutsch. Es fiel mir unglaublich schwer, an die schrecklichen Erlebnisse zurückzudenken – doch das Schreiben war für mich gleichzeitig eine Art Therapie. Auf diese Weise konnte ich das Erlebte verarbeiten, und es erschien mir, als ob

ich durch den schriftlichen Ausdruck ein Stück weit meinen Schmerz abschütteln konnte.

Ich bin unglaublich froh und stolz darüber, dieses Buch geschrieben zu haben. Denn mein Ansinnen war es immer, die Europäerinnen und Europäer darüber aufzuklären, warum Menschen ihre Länder verlassen und welchen Leidensweg sie gehen.

Ich verließ Eritrea nicht ohne Grund: Ich wollte frei reden, ohne Angst. Ich wollte meine eigenen Entscheidungen treffen, wohin ich reise, wo ich lebe und wohin ich gehe – so, wie es die Europäer tun. Ich wollte die Demokratie selbst erleben, anstatt immer nur von ihr zu hören. Und ich wollte ohne Angst mein Leben genießen.

Egal, welche Hautfarbe, welche Herkunft und welchen Glauben man hat, Mensch ist Mensch. Oftmals frage ich mich: Wieso bin ich zu jener Zeit, an jenem Ort auf dieser Welt geboren? Allein der Zufall der Geburt entscheidet, ob man alle Möglichkeiten hat oder in Angst und Schrecken leben muss. Er entscheidet, ob man von Privilegien profitiert oder ein Dasein im Elend fristen muss. Diese Ungerechtigkeit muss sich ändern.

Ich hoffe sehr, dass dieses Buch einen Beitrag dazu leisten wird, dass die Menschenrechte in Zukunft allerorts geachtet werden und dass alle Menschen ein Leben in Würde führen können.

Momentan lebe und arbeite ich bereits Jahre in Deutschland, habe aber immer noch nicht die gleichen Rechte wie die Europäer. Das ist für mich nicht die Freiheit, die ich gesucht habe. Dafür werde ich weiter kämpfen.

Ich wünsche mir, dass das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge die Menschenwürde aller Menschen achtet und flüchtende Menschen nicht in zwei Klassen einteilt. Nach wie vor werden eritreische Menschen, die vor Krieg, Gefangenschaft und Unterdrückung geflohen sind, von deutschen Behörden gezwungen, sich von dem eritreischen Konsulat einen Pass zu besorgen, obwohl sie das nicht wollen. Sie möchten dieses diktatorische Regime nicht unterstützen, vor dem sie geflohen sind. Warum erfahren Eritreer und viele andere geflüchtete Menschen in Deutschland nicht dieselbe Unterstützung wie Geflüchtete aus der Ukraine?

Ein neues Leben in wirklicher Freiheit kann man sich nur aufbauen, wenn man die Sicherheit hat, wirklich dauerhaft in diesem Land erwünscht zu sein und hier mit allen Rechten leben zu dürfen.

Filimon Mebrhatom, im Herbst 2022



DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010

An diesem Tag wachte ich wie jeden Morgen auf, doch als ich auf dem Weg zur Toilette war, spürte ich, dass etwas nicht in Ordnung war. Durch Spalte in unserer Haustür konnte ich das Licht von Taschenlampen in der Dämmerung erkennen.

Plötzlich klopfte jemand mit schweren Gegenständen heftig an unsere Haustür. Sofort schlugen die Hunde an. Ich wusste sogleich, dass es sich um Soldaten der eritreischen Armee handeln musste. Im Normalfall wären wir alle weggelaufen, aber dafür war es jetzt zu spät.

Ich hatte große Angst vor dem, was nun passieren würde, und wusste nicht, wo ich mich verstecken sollte. In Panik lief ich zurück zu meinem Bett und zog mir die Decke über den Kopf. Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt krank und konnte nicht aufstehen. Das Klopfen, das Bellen der Hunde und das Trampeln der Tiere hatten sie aber alarmiert, und sie rief mir zu, ich solle die Tür öffnen. Dazu hatte ich aber zu viel Angst. Obwohl meine Mutter in einem schlechten Zustand war, stand sie auf, stützte sich an der Wand ab und erreichte bald die Tür.

Kaum hatte sie diese ein kleines Stück weit geöffnet, wurde die Tür brutal aufgestoßen. Meine Mutter fiel zu Boden, und die Soldaten stürmten in unser Haus. Die Tiere – wir hatten zwei Ochsen, zwei Esel, ein Kalb und in etwa sechzig Schafe – gerieten in Panik und liefen über meine Mutter hinweg nach

KAPITEL 1

draußen. Mit ihren Waffen im Anschlag stürmten die Soldaten sämtliche Zimmer unseres Hauses.

Sie kamen auch in das Zimmer, in dem ich und meine Geschwister schliefen. Ich hörte meine kleine Schwester, sie war gerade sechs oder sieben Jahre alt, neben mir weinen. Meine Geschwister waren noch zu klein, als dass sich die Soldaten für sie interessiert hätten. Stattdessen kamen sie direkt zu meinem Bett und entrissen mir die Decke. Ich drückte mein Gesicht tief in die Matratze – unter allen Umständen wollte ich vermeiden, ihnen ins Gesicht sehen zu müssen. Ihre Waffen machten mir furchtbare Angst. Der Soldat, der als Erstes in unser Zimmer eingedrungen war, stieß mich mit dem Fuß an und forderte mich auf aufzustehen.

Zunächst konnte ich mich vor lauter Angst nicht bewegen. Erst als er mich mit einem Stock brutal auf den Rücken schlug, stand ich auf. Ich hatte nur eine Unterhose an. So, wie ich war, fesselten sie meine Hände auf dem Rücken. Barfuß musste ich mein Zimmer verlassen. Ich wurde an meiner Mutter vorbeigeführt, die immer noch am Boden lag. Gern hätte ich ihr geholfen und sie wieder ins Bett gebracht – doch daran war nicht zu denken. All das war grauenvoll für mich. Tränen rollten über meine Wangen. So brachten sie mich nach draußen. Ich war es nicht gewohnt, ohne Schuhe zu laufen, und die Nadeln der Bäume, die am Boden lagen, bohrten sich in meine Fußsohlen.

Ich war elf Jahre alt.

Und ich war bei Weitem nicht der Einzige, der diese Gewalt über sich ergehen lassen musste. Im Morgenlicht sah ich, wie die Soldaten, es waren etwa dreißig oder gar vierzig, viele andere Menschen aus ihren Häusern holten. Die Frauen schrien und weinten, weil sie verhindern wollten, dass ihre Kinder und

DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010

Männer in den Krieg geholt wurden. Viele von denen, die man an diesem Morgen mitnahm, sind nie wieder zurückgekehrt.

Ich hätte gern selbst bestimmt, wie meine Zukunft aussah, durfte das aber nicht. Auch meine Familie wurde nicht gefragt. Die Soldaten entscheiden bei solchen Überfällen selbst, wen sie mitnehmen und wen sie unbehelligt lassen.

Ich war wütend und fassungslos: Der eritreische Staat hatte sich nie um mich gekümmert. Er machte keine Anstalten, den Kindern seines Landes kostenlose Schulen zur Verfügung zu stellen. Meine geliebte Mutter war es, die sich immer um mich gekümmert und die trotz der mageren Mittel, die sie besaß, alles dafür getan hatte, dass ich zur Schule gehen konnte. Und nun sollte ich einen Militärdienst von unabsehbarer Länge absolvieren, bei dem ich nicht wusste, ob ich dabei mein Leben lassen würde? Ich wollte mit der Armee nichts zu tun haben und sah nicht ein, warum ich gezwungen werden sollte, Menschen zu töten.

Die Gewalthandlungen nahmen ihren Lauf. Alle Menschen wurden gefesselt auf einem Feld in Bihat zusammengetrieben. Wir waren etwa fünfzig bis sechzig Leute. All das geschah ganz in der Nähe unserer Getreidefelder und unserer Scheune. Hier mussten wir erst einmal warten.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen und brannte auf uns herunter. Ich war sehr durstig, durfte aber niemanden um Wasser bitten. Alles um uns herum war trocken, meine Haut brannte, meine Zunge klebte an meinem Gaumen. So lange gefesselt zu sein war schmerzhaft, und so bat ich einen Soldaten, meine Fesseln zu lockern. Doch er hörte mir nicht einmal zu. Sie bildeten mit ihren Waffen einen Kreis um uns, sodass niemand weglaufen konnte.

KAPITEL 1

Dann kamen fünf von ihnen auf uns zu und fragten uns nach unseren Pässen. Letztlich war es ihnen aber egal, ob man einen Pass hatte oder nicht – der Befehl war reine Schikane. Ich selbst hatte noch nie einen Pass besessen. Die Soldaten hätten wissen müssen, dass ich als kleiner Junge von elf Jahren in Eritrea keinen Pass hatte. Um mich zu testen, holte einer der Soldaten mich dennoch aus der Menge und löste meine Fesseln. Er wollte, dass ich sein Gewehr hochhob, aber dafür war ich zu schwach.

In diesem Moment hasste ich mein Leben.

Als er merkte, dass ich das Gewehr nicht halten konnte, lachte er mich einfach aus. Daraufhin ließ er mich laufen.

Auch andere, die man für den Militärdienst als nicht geeignet ansah, wurden wieder weggeschickt. Die Soldaten schlugen viele der Ausgemusterten. Ihre Familien, die aus Sorge mit auf das Feld gekommen waren, mussten all das beobachten und konnten nichts dagegen tun.

Ich lief sofort zu meiner Mutter nach Hause und war in großer Sorge, dass sie sich durch den Überfall und den Sturz schwer verletzt haben könnte. Zum Glück war sie in der Zwischenzeit schon von anderen Dorfbewohnern entdeckt und zurück in ihr Bett gebracht worden.

Als ich zu ihr gelangte, musste ich mit Schrecken feststellen, dass ihre Hand gebrochen war. Sie hatte große Schmerzen. Ich wollte ihr helfen, wusste aber nicht, was ich tun sollte. Der nächste Arzt war weit entfernt, und es gab niemanden, der sie dorthin hätte bringen können.

Es gab im ganzen Dorf kein Auto. Ich hatte auch keine Möglichkeit, telefonisch Hilfe zu rufen, weil es im Dorf ja weder Telefonleitungen noch Internet gab. Auch so etwas wie einen

DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010

Rettungsdienst gab es in meinem Dorf nicht. Ich fühlte mich schrecklich, weil ich meiner Mutter nicht helfen konnte, und machte mir große Sorgen, dass sie sterben könnte. Ein Leben ohne sie konnte ich mir nicht vorstellen.

Normalerweise brachte man Kranke aus unserem Dorf mit einer selbst gebauten Trage zum nächsten Arzt oder ins Krankenhaus. Das hätte ich gern gemacht. Doch Männer zu finden, die mir hätten tragen helfen können, war unmöglich: Alle Männer waren von den Soldaten zusammengetrieben und gefesselt worden.

Ich war verzweifelt.

Schließlich setzte ich mich einfach zu meiner Mutter ans Bett und litt mit ihr. All das war sehr schwer für mich. Ich wollte meine Mutter aber auf keinen Fall allein lassen. Mehr, als bei ihr zu sein, konnte ich nicht tun.

An diesem Tag musste ich von einem Moment auf den anderen schmerzlich feststellen, dass sich meine Mutter nicht mehr um mich kümmern konnte. Ich merkte, dass ich noch nicht gelernt hatte, die einfachsten Handgriffe selbstständig auszuführen. Ich wollte für meine Mutter Kaffee kochen, schaffte es aber nicht mal, ein Feuer anzuzünden. Strom gab es im ganzen Dorf nicht. Alles wurde mit Feuer gemacht. Als meine Augen vom vielen Qualm tränten, verstand ich, wie schwer und mühselig die Arbeit der eritreischen Frauen war. Bisher hatte ich mich nie darum gekümmert.

Schließlich fasste ich einen Entschluss: Mit meinem Fahrrad fuhr ich zu einer Freundin meiner Mutter und bat sie, mir zu helfen. Auch sie war verzweifelt und am Boden zerstört, da die Soldaten ihre Kinder in derselben Nacht mitgenommen hatten. Als ich ihr aber berichtete, dass meine Mutter beim Überfall

KAPITEL 1

der Soldaten verletzt worden war, entschloss sie sich kurzerhand mitzukommen.

Als wir daheim ankamen, ließ ich sie mit meiner Mutter allein und machte mich auf die Suche nach unseren Tieren, nach den Kühen, Schafen und Eseln. Diese Aufgabe kam mir entgegen, denn ich brauchte nach den schrecklichen Ereignissen der letzten Nacht Abstand, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Die Tiere waren weit über das Dorf verstreut, und es dauerte lange, um sie alle zu finden. Das alles war sehr belastend für mich. Ich brauchte den ganzen Vormittag und den halben Nachmittag, um die Tiere wieder einzufangen.

Als ich sie endlich allesamt gefunden hatte, brachte ich sie zurück nach Hause. Mittlerweile ging es meiner Mutter zum Glück wieder etwas besser. Doch ihr Handgelenk war stark geschwollen und bereitete ihr bei jeder Bewegung Schmerzen. Nach ein paar Tagen war sie zwar wieder stark genug, um laufen zu können, aber auch jetzt konnten wir ihr Handgelenk nicht behandeln lassen. Alle Ärzte, die für uns erreichbar gewesen wären, hätten ihr nicht helfen können. Sie hätten uns mit Sicherheit an ein Krankenhaus in Asmara weiterverwiesen, um dort eine Operation vorzunehmen.

Aber das war nicht möglich – denn allein hätte sie den weiten Weg nicht geschafft, und ich durfte sie nicht begleiten, da man in Eritrea nicht frei reisen darf. Als Schüler ohne Pass hätte ich nicht nach Asmara fahren können. In Eritrea führt die Armee häufig Straßenkontrollen durch, die an beliebigen, oft wechselnden Streckenabschnitten stattfinden. In der nahe gelegenen Stadt Senafe gibt es hingegen fixe Kontrollen.

Selbst wenn man einen Reisepass hat, darf man nicht über-

DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010

all hin. So ist es auch nicht einfach, in die Stadt Teseney, die im Osten des Landes an der Grenze zum Sudan liegt, zu reisen. Viele Menschen versuchen, über Teseney das Land zu verlassen. Ob man frei reisen darf oder nicht, hängt vom Gutdünken des Militärs ab.

Kurzum: Es gab nichts, was wir tun konnten. Ich habe das Essen meiner Mutter immer sehr gemocht; nun, mit der verletzten Hand, konnte sie leider nicht mehr kochen.

Ihre Hand ist nie wieder richtig geheilt. Meine Mutter hat in ihrem Leben nie Geld verdient, sondern sich nur um die Familie gekümmert. Wir haben uns mit dem Ertrag unserer Felder und den Tieren selbst versorgt. Deswegen war auch kein Geld für eine Operation da.

Nach dem Überfall brach eine dunkle Zeit für mich an. Die viele Arbeit mit den Tieren war sehr schwer für mich. Obwohl ich meine Mutter nicht allein lassen wollte, musste ich nun täglich mit unseren Tieren zusammen mit einem Hirtenhund nach draußen.

Von unseren Nachbarn war keine Hilfe zu erwarten. Jeder versuchte zurechtzukommen und kümmerte sich um sich selbst. Die eritreische Diktatur hat das soziale Miteinander zerrüttet. Es kam immer wieder zu Denunziationen. Denn wenn jemand im Dorf oder in der Nachbarschaft davon erfuhr, dass jemand Fluchtpläne hegte, war es ein Leichtes, das Militär darüber in Kenntnis zu setzen.

Ich hatte noch nie als Schäfer gearbeitet, und ich wollte das eigentlich auch nicht. Ich tat es aus Verantwortungsbewusstsein meiner Familie gegenüber. Mein Traum war es eigentlich immer, Kameramann zu werden. Doch dazu später ...

Mehr und mehr hatte ich den Eindruck, dass sich die Lage in

KAPITEL 1

Eritrea zunehmend verschlechterte. Seit meiner Geburt hatten sich die Lebensbedingungen in dieser Diktatur verschärft. Gern hätte ich etwas in meinem Heimatland verändert, aber ich sah keine Möglichkeit, Entscheidungen über die Zukunft Eritreas oder auch nur über mein eigenes Leben treffen zu können.

Wenn ich ein besseres Leben haben will, so sagte ich mir, werde ich nicht umhinkommen, das Land zu verlassen. Bis ich mich tatsächlich zu diesem Schritt entschloss, sollte aber noch einige Zeit vergehen.